

Greg Keyes

DER  
BASILISKEN  
THRON

*Ins Deutsche übertragen von  
Michaela Link*

panini BOOKS

## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [hiip://dnb.d-nb.de](http://dnb.d-nb.de) abrufbar.



Englische Originalausgabe:

»THE BASILISK THRONE« by Greg Keyes published in UK by Titan Books, a division of Titan Publishing Group Ltd., London, UK, April 2023.

Copyright © 2023 Greg Keyes. All Rights Reserved.

Deutsche Ausgabe: Panini Verlags GmbH,  
Schloßstraße 76, 70176 Stuttgart.

Geschäftsführer: Hermann Paul

Head of Editorial: Jo Löffler

Head of Marketing: Holger Wiest (email: [marketing@panini.de](mailto:marketing@panini.de))

Presse & PR: Steffen Volkmer

Übersetzung: Michaela Link

Lektorat: Peter Thannisch

Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart

Satz und E-Book: Greiner & Reichel, Köln

Druck: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

YDKEYESOOI

ISBN 978-3-8332-4397-4

1. Auflage, September 2023

Auch als E-Book erhältlich:

ISBN 978-3-7569-9985-9

Findet uns im Netz:

[www.paninicomics.de](http://www.paninicomics.de)



PaniniComicsDE

*Für Sandra Baxter*



# Die Schlacht am Expirator

988 E. N.

»Hart Ruder legen!«, rief Kapitän Salemon, während sich die Hälfte ihres Bugs in eine Wolke aus zersplittertem Holz auflöste. Die Späne bohrten sich den Matrosen ins Fleisch, und sie fielen schreiend zu Boden. Alastor sah, wie sich sein Freund Danyel beide Hände vors Gesicht schlug und ins Tau-meln geriet. Blut troff ihm durch die Finger.

Die *Laros* schwankte unter dem zweiten Treffer, der so heftig war, dass Alastor fast seinen Halt im Rigg verloren hätte. Flammen schossen in die Höhe und breiteten sich wie Flüssigkeit auf dem Deck aus.

»Christus von Ophion!«, heulte Jax. Alastor sah, wie sein Kamerad gute sechs Meter über dem Deck in der Luft bau-melte und sich nur mit einer Hand an einem Seil festhielt. Alastor, der sich nahe bei ihm in der Takelage befand, streckte den Arm aus, bekam Jax an seinem Hemd zu fassen und zog ihn näher heran, damit er ihn fester packen konnte.

»Kapitän, wenn wir nicht Kurs halten, können wir sie nicht zum Kampf stellen!«, blaffte Kapitänleutnant La Treille. »Unsere Befehle ...«

»Wir bräuchten noch mindestens eine Kabellänge, bis wir

sie in Reichweite unserer Waffen hätten«, entgegnete Salemon. »Wir wären Fischfutter, lange bevor wir nahe genug heran wären.«

Selbst Alastor, so unerfahren er auch war, begriff, wie wahr diese Worte waren. Jedes Schiff in ihrer Linie war getroffen worden, und einige sanken bereits, während die Schiffe der Drehhu in der Ferne unversehrt geblieben waren. Welche dämonischen Waffen auch immer sie einsetzten, sie hatten eine viel größere Reichweite als die Speere schleudernden Quilainen, mit denen die *Laros* bewaffnet war. Die Flotte wurde zu Kleinholz verarbeitet, und dabei hatten sie noch nicht einmal einen einzigen Schuss abgegeben.

»Sie sind wirklich Dämonen«, sagte Jax.

»Also los!«, entgegnete Alastor. »Wir müssen Segel setzen!«

Sie fuhren gegen den Wind, daher hatten sie die Segel eingeholt und die Ruderer übernehmen lassen. Das Schiff drehte inzwischen in den Wind, aber leider nur sehr langsam.

»Ah, *merde!*«, fluchte Jax. »Der Käpt'n fängt sich eine volle Breitseite ein!«

Der Hauptmast zerbarst in hellen Flammen, und was von ihm noch übrig blieb, brannte wie eine Fackel. Das Schiff schlingerte hin und her, als es auf Backbord wiederholt von den unsichtbaren Waffen der Drehhu getroffen wurde. La Treille wurde herumgewirbelt, und seine Hüfte verdrehte sich immer weiter, bis er entzweigerissen wurde und zugleich Feuer fing.

»Wir sind erledigt!«, stellte Jax fest. Er stöhnte auf, und Alastor sah einen Splitter des Masts aus der Brust seines Freundes ragen, so lang wie ein Arm. Dann löste Jax seinen Griff und stürzte auf das in Flammen stehende Deck hinab.

Während das Schiff sank, hielt Alastor sich zuerst noch in der Takelage. Als es sich zur Seite neigte, ließ er los und stürzte ins Meer.

Die Flammen der Drehhu breiteten sich auch über die

Wasseroberfläche aus. Alastor schwamm, so schnell er konnte, doch das Feuer kam ihm immer näher, und er fühlte sich mit jedem Schwimmzug schwerer, da sich die Wollkleidung, die ihn während der Fahrt durch Wind und Kälte warm gehalten hatte, mit Wasser vollsog und zu einer durchweichten Last wurde, die ihn in die Tiefe ziehen wollte. Sein Atem ging in rauen Stößen. Bald spürte er das Brennen der Anstrengung in Armen und Beinen nicht mehr, weil das eisige Wasser sie taub machte.

Alastors Kopf tauchte unter, und das Salzwasser drang ihm in der Nase. Wären da nicht die vielen Stunden gewesen, die er als Junge mit Schwimmen verbracht hatte, wäre er bereits in den grauen Tiefen versunken. Doch das hier waren nicht die sonnigen Gewässer der Coste de Sucre. Er war dem Feuer entkommen, aber er wusste, dass er sich nicht mehr lange würde über Wasser halten können.

Er erspähte ein auf den Wellen treibendes Trümmerteil und hielt darauf zu, griff mit Fingern danach, die er nicht mehr spürte, und schlang die Arme darum. Das Stück Wrack war nicht groß, doch es ging nicht unter, als er sich daran festklammerte. Er ruhte sich für einen Moment aus und atmete durch, die Augen geschlossen, dann öffnete er sie wieder, um sich umzusehen.

Die gesamte Flotte stand in Flammen, und in weniger als einer Stunde waren von fünfundvierzig Kriegsschiffen nur noch Wrackteile übrig. Die dämonischen Waffen des Feindes hatten sie erst manövrierunfähig geschossen und dann in Brand gesetzt, während offenbar kein einziges Schiff der Drehhu auch nur beschädigt worden war. Es überraschte Alastor nicht. Sie hatten keine Masten und waren mit Metall gepanzert.

Die Flotte von Ophion hatte nie auch nur die geringste Chance gehabt, hier draußen auf dem offenen Meer.

Die Flammen auf den Wellen begannen zu flackern und

erloschen, bis nur einige Fleckchen geisterhaften blauen Dunstes zurückblieben. Es war auf seltsame Weise schön, doch dann verschwanden auch sie, und da war nur noch die eisengraue Dünung.

Ein anderer Überlebender kam in seine Richtung geschwommen.

»Etwas dagegen?«, fragte der Mann keuchend, während er sich näherte. Er war ein sommersprossiger Kerl mit kastanienbraunem Haar.

»Kommt mit an Bord«, lud Alastor ihn ein. »Ich bin Alastor Nevelon von der *Laros*.« Er half dem Mann, Halt an dem Stück Treibgut zu finden, dann wartete er, bis sein neuer Kamerad genug Atem geschöpft hatte, um wieder zu sprechen.

»Henri Vallet«, stellte sich der andere Navior schließlich vor. »Zuletzt auf der *Delphis*.«

»Sehr erfreut«, antwortete Alastor. »Wenn wir dieses Ding zu zweit vor uns herschieben, schaffen wir es vielleicht zu den Trümmern dort drüben.« Er deutete in die entsprechende Richtung.

»Ah, dann hätten wir ein richtiges Boot«, sagte Vallet. »Ich bin dabei.«

Sie machten sich mit heftig strampelnden Beinen auf den Weg und steuerten ihr kleines Wrackteil durchs Wasser. Sie hatten tatsächlich ein wenig Glück, denn ihre neue Errungenschaft stellte sich als Teil eines Mastes heraus, um den noch etwas Seil geschlungen war. Es vergingen gefühlte Stunden, bis es ihnen gelungen war, ein Floß zusammenzutüten, das groß genug war, dass sie sich aus dem Wasser hieven konnten. Sobald sie aus dem Meer heraus waren, das ihnen das Leben aus dem Leib zu saugen gedroht hatte, saßen sie beide schweigend da und rieben sich ihre geschwollenen Hände. Alastor hatte sich drei Fingernägel ausgerissen, doch das spürte er aufgrund der Kälte nicht mal.

»Woher kommt Ihr, Nevelon?«, fragte Vallet nach einer Weile.

»Aus Mesembria«, antwortete Alastor. »Aus einem Ort namens Port Bellschiff.«

Vallet nickte. »An der Coste de Sucre. Nettes kleines Örtchen.«

»Und was ist mit Euch?«

»Ophion Magne«, ließ ihn der Mann wissen. »Aus der Hauptstadt. Allerdings nicht aus ihrem hübschen Teil.«

Sie verfielen in Schweigen. Andere Überlebende waren zu sehen, und noch mehr waren zu hören. Alastor drehte langsam den Kopf und ließ den Blick in alle Richtungen über das Meer schweifen. Er sah die Schiffe der Drehhu inmitten der Trümmer der Flotte, aber bisher kam keines auf sie zu.

Im Westen gab es keinen Horizont, da war nur ein seltsames Grau, wie eine Wand aus Wolken.

»Das ist er, nicht wahr?«

»Der Expirator«, bestätigte Vallet.

»Wir haben nie auch nur die geringste Chance gehabt«, sagte Alastor und seufzte. »Welcher Wahnsinn hat den Admiral nur hierzu getrieben?«

»Das hier war so nicht geplant«, erwiderte Vallet, »das muss Euch doch klar sein. Der Plan bestand darin, sich in ihren Hafen Agath hineinzuschleichen, um direkt von dort aus anzugreifen. Wir hätten doppelt so viele Leute gehabt wie sie und noch dazu den Vorteil, sie überrascht zu haben. Deshalb haben wir uns so weit hier herausgewagt – so nah an den Rand der Welt –, um erst nach unserer Ankunft dort bemerkt zu werden. Aber die Drehhu sind uns auf die Schliche gekommen und haben uns hier abgefangen, mit dem Rücken zum Expirator, sodass wir keine andere Wahl hatten, als zu kämpfen.«

»Das alles ist mir neu«, bekannte Alastor.

»Nur die Offiziere waren eingeweiht«, erklärte Vallet.

»Ihr seid ein Offizier?« Alastor starrte ihn an. »Sir«, setzte er hinzu.

»Spielt das jetzt noch eine Rolle?«, fragte Vallet spöttisch.

»Soll ich der Kapitän unseres kleinen Bootes sein, bis es in Stücke bricht? Immer locker, Nevelon.« Sie schwiegen für eine Weile, dann ergriff Vallet wieder das Wort. »Erzählt mir von Port Bellschiff. Seid Ihr dort aufgewachsen?«

Alastor nickte. »Meine Familie besitzt dort eine Zuckerplantage.«

»Wirklich? Und Ihr habt Euch dafür entschieden, zur Marine zu gehen, statt zu Hause zu bleiben und Rum zu trinken?«

»Ich dachte, ich schaue mich mal ein wenig in der Welt um. Diene meinem Kaiser. Später wollte ich dann vielleicht als Matrose auf ein Handelsschiff gehen.« Er warf einen Blick zum Expirator hin. Jetzt war er sich sicher.

Die Strömung trieb sie darauf zu.

Vallet bemerkte es auch. »So nah bin ich noch nie dran gewesen.« Er klang nicht verängstigt oder auch nur beunruhigt. Lediglich müde.

»Es heißt, er teile die Welt in zwei Hälften.«

»Er erstreckt sich vom äußersten Norden bis in den äußersten Süden, so viel wissen wir mit Bestimmtheit. Aber ob dahinter die andere Hälfte der Welt liegt oder nicht, wer kann das wissen?« Vallet nickte mit dem Kopf zu der grauen Nebelwand, die sich in beide Richtungen erstreckte, so weit sie sehen konnten. »Niemand ist je von dort zurückgekommen. Es könnte auch das Ende der Welt sein. Es könnte eine Wand zwischen uns und der Hölle sein.«

»Ich fürchte, wir werden es bald herausfinden«, meinte Alastor, doch auch er war zu erschöpft, um ihrem Schicksal mit Grauen entgegenzusehen.

Vallet schaute zu den Schiffen der Drehhu hinüber.

Sie kamen jetzt in ihre Richtung.

»Wir wissen, wie die Alternative aussieht«, erklärte Vallet. »Wenn die Drehhu uns nicht umbringen, werden sie uns versklaven.«

Vor ihnen, vom Expirator her, hörte Alastor ein einzel-

nes bedrohliches Kreischen, dem bald ein weiteres folgte und dann immer mehr Geschrei, bis es zu einem grausigen Chor anschwoll.

»Das klingt nicht gerade vielversprechend.«

Die Nebelwand ragte über ihnen auf und füllte ihr Gesichtsfeld aus, sodass sich kaum abschätzen ließ, wann ihr Trümmerfloß sie erreichen würde.

Nicht weit von ihnen entfernt trieben vier Navieren auf einem anderen improvisierten Floß. Als die Männer in der Nebelwand verschwanden, erwartete Alastor, sie schreien zu hören, aber kein Laut war zu vernehmen. Einen Moment später glaubte er doch etwas zu hören, aber vielleicht bildete er sich das auch nur ein.

Der Himmel wurde dunkler, und die herannahenden Schiffe der Drehhu verwandelten sich in ferne Schatten.

Sie hörten weiteres verzweifeltes Kreischen, dann folgten andere Laute – ein tiefes, stotterndes Klacken und seltsames Geheul, das sich hob und senkte, von einem hohen, schrillen Jaulen bis hin zu Tönen, die so tief waren, dass Alastor sie mehr spürte als hörte. Und ein leises Säuseln, wie ein unbeständiger Wind, aber auch wie ein fernes Wispern in einer unbekannten Sprache.

Als sich die Nacht endgültig über sie legte, glaubte er in der Dunkelheit schwache, sich verlagernde Farbpunkte auszumachen.

»Wann ist es so weit?«, fragte Alastor.

»Vielleicht sind wir ja schon drinnen«, antwortete Vallet.

»Es kommt mir nicht anders vor als zuvor.« Aber noch während er das sagte, verspürte Alastor ein Kribbeln auf der Haut, und sein Herz schlug schneller. Es kam ihm vor, als würde etwas eine Seite von ihm beleuchten – offenbar diejenige, die dem Expirator zugewandt war. Ein Licht, das seine Augen nicht wahrnehmen konnten.

Dann war da ein weiteres seltsames Geräusch: eine Art Knirschen und Schäumen.

»Verdammt!«, rief Vallet plötzlich. »Hinter uns!«

Alastor drehte sich um. Er sah Lichter und die Umrisse eines Schiffes. Ein Schiff der Drehhu. Das schreckliche Geräusch rührte von dorther. Eine Art Laterne bewegte sich in ihre Richtung, und ihr Lichtstrahl fiel auf ihr improvisiertes Floß. Das feindliche Schiff änderte seinen Kurs und kam dann direkt auf sie zu.

In diesem Licht konnte Alastor den Expirator sehen. Höchstens zehn Meter entfernt.

»Wir könnten schwimmen«, meinte er. »Ihnen ihre Beute verweigern.«

»Ein Sklave kann fliehen«, gab Vallet zu bedenken. »Er kann fliehen und nach Hause zurückkehren und abends Rum trinken.« Er machte eine Kopfbewegung zu der Nebelwand hin. »Von dort gibt es kein Zurück.«

Alastor nickte. Er konnte inzwischen Gestalten auf dem Schiff ausmachen, doch es waren nicht die von Menschen. Sie waren größer, hatten breitere Schultern. Zwar hatten sie vier Gliedmaßen wie Menschen, aber diese waren lang und spindeldürr, und die Geschöpfe erinnerten ihn eher an Spinnen.

»Ein Sklave kann fliehen«, pflichtete er Vallet bei.



ERSTES BUCH

DIE ZUCKERKÜSTE



## ERSTES KAPITEL

# AMMOLIT

Als Ammolit zum ersten Mal in einen Spiegel blickte, war sie sechzehn.

Sie erbrach sich.

Ammolit war eine Sklavin. Sie erinnerte sich nicht daran, wie ihre Mutter sie verkauft hatte, aber Veulkh hatte ihr versichert, dass es sich so zugetragen hatte.

»Ein Silberbarren und eine Kette aus Glassteinen«, hatte er ihr erzählt. »Das war dein Preis.«

Natürlich war das erst gewesen, nachdem er begonnen hatte, mit ihr zu reden.

Ihre frühesten Erinnerungen hatte sie daran, wie sie durch schimmernde, sanft leuchtende Hallen gewandert war, Erinnerungen, wie sie allein auf einem steinernen Balkon gestanden hatte und den Blick über die schneedeckten Gipfel hatte schweifen lassen, die den Himmel an Ort und Stelle hielten. Und die fast senkrecht abfallende Felswand hinunter, in die diese Festung gehauen worden war, bis hin zu dem geheimnisvollen grünen Tal weit in der Tiefe. Sie hatte Essenskrümel auf dem Balkon für die Vögel zurückgelassen, und im Laufe der Zeit hatten ihr einige diese Leckerbissen schließlich aus den Fingern gepickt. Sie betrachtete die Vögel als ihre Freunde und hatte ihnen Namen gegeben.

Jeden Tag kam eine Frau zu ihr, um ihr etwas zu essen zu bringen und ihr vorzulesen, und später, um ihr Leseun-

terrict zu geben, aber ihren Namen erfuhr Ammolit nie. Es entwickelte sich keine gefühlsmäßige Verbindung zwischen ihnen. Die Frau erledigte ihre Arbeit und sprach mit Ammolit kaum ein Wort, das nicht in einem Buch geschrieben stand. Sobald Ammolit halbwegs passabel lesen konnte, zeigte die Frau ihr die Bibliothek und kam dann nicht wieder zurück.

Eine neue Frau brachte ihr das Essen, und sie sprach überhaupt nicht mit ihr. Auch keiner der anderen Dienstboten redete mit ihr, und sie begriff schließlich, dass einige von ihnen der Sprache nicht einmal mächtig waren.

Sie las und starrte von den Balkonen hinaus, bewegte sich fast wie ein Gespenst durch ihre Welt, und auch wenn sie wusste, dass sie einen Herrn hatte – und dass er Veulkh hieß –, bekam sie ihn nie zu Gesicht.

Bis sie ihn eines Tages doch sah.

1009 E. N.

An einer Wand in ihrem Zimmer war ein Kalender angebracht, ein rundes mechanisches Ding aus Messing und Kristall, das die Tage ihres Lebens zählte. Sobald sie ihn zu verstehen gelernt hatte, wusste sie, dass sie an einem bestimmten Tag – zum Beispiel – sechs Jahre und fünfundsiebzig Tage alt war. Sie zog den Kalender nicht oft zurate, denn jeder Tag war wie der andere, und die Zahl dieser Tag schien ihr kaum von Belang.

Aber eines Morgens, als der Kalender wie gewöhnlich vor sich hin tickte, klingelte er plötzlich, ein einzelner wunderschöner Ton. Sie war bereits wach und starrte erstaunt auf die Apparatur. Das hier war etwas anderes, etwas, das noch nie zuvor geschehen war. Es erfüllte sie mit einem unerwarteten Gefühl von Hoffnung und Aufregung.

Sie war genau sechzehn Jahre alt.

Noch bevor sie sich erheben und sich anziehen konnte, trat eine kleine, bucklige Frau, die sie noch nie gesehen hatte, in den Raum und brachte ihr ein Gewand aus schwarzer Seide.

»Zieh das hier an!«, sagte die Frau.

Das Gewand hatte unvertraute Verschlüsse, doch die Frau half ihr beim Ankleiden. Bis dahin hatte Ammolits Kleidung aus schlichten Hemdkleidern bestanden, die sie sich über den Kopf zog, daher wusste sie nicht viel über Kleider, aber das Kleid kam ihr viel zu groß vor. Es ergoss sich regelrecht über den Boden und drohte ihr von den Schultern zu rutschen. Sie fühlte sich darin verloren.

Schließlich führte sie die Frau durch das Anwesen zu einem Raum mit einem Tisch, der groß genug war, um zwei Dutzend Menschen Platz zu bieten, der aber nur für zwei Personen gedeckt war. Auf einem dieser Plätze saß Veulkh.

Es überraschte sie ein wenig, wie jung er aussah. Sie wusste, dass er ein Zauberer war, und aus ihrer Lektüre war ihr bekannt, dass man viele Jahre brauchte, um ein Meister dieser Künste zu werden. Nach dem wenigen, was sie von den Dienstboten aufgeschnappt hatte, war sie eigentlich davon ausgegangen, dass der Mann sehr alt sein musste, doch in seinem dunklen Haar und seinem ebenso dunklen Bart fand sich nicht ein Anflug von Silber, und sein Gesicht wirkte ansprechend und war gut aussehend.

Und doch gefiel ihr diese Miene nicht. Es lag etwas darin, das sie beunruhigte.

Die Frau führte sie zu ihrem Platz. Wie das Kleid erschien auch er ihr zu groß.

»Ammolit«, sagte der Mann geistesabwesend. Zuerst war sie sich nicht sicher, ob er überhaupt mit ihr sprach, aber dann blickte er sie direkt an. Wiewohl seine Züge gefasst wirkten und von einer fast heiteren Gelassenheit erfüllt zu sein schienen, waren seine Augen merkwürdig, als blickte er durch sie hindurch oder vielleicht *in* sie hinein.

Die Frau brachte ihnen beiden je ein Glas, das mit etwas Rotem gefüllt war.

»Diesen Namen habe ich dir gegeben«, begann Veulkh und nippte an der roten Flüssigkeit. »Ammolit.«

Unsicher, was sie tun sollte, griff sie nach ihrem Glas und kostete von seinem Inhalt. Es schmeckte seltsam und durchdringend, wie Fruchtsaft, aber als wäre er irgendwie verdorben.

Als sie nicht antwortete, winkte er ihr mit gekrümmtem Finger auffordernd zu.

»Du darfst jetzt sprechen«, erklärte er.

»Ich wusste nicht, dass Ihr mir meinen Namen gegeben habt«, sagte sie.

»Du hattest einen anderen Namen, als ich dich kaufte«, ließ er sie wissen. »Ich erinnere mich nicht mehr daran, wie er lautete.« Er lächelte. »Es spielt auch keine Rolle, nicht wahr?«

»Nein, wahrscheinlich nicht, Meister«, antwortete sie.

Er nahm noch einen Schluck von dem roten Getränk.

»Das hier nennt man Wein«, erklärte er. »Vin in der Sprache von Ophion. Nawash in der Sprache von Modjal. Er hat auch noch andere Namen. Man gewinnt ihn aus Trauben.«

»Wird er durch Magie hergestellt?«, fragte sie.

»Nun, es ist eine Art von Alchemie im Spiel.«

Sie nahm einen weiteren zaghaften Schluck. Es schmeckte ihr immer noch nicht.

»Ich habe Ophion und Modjal erwähnt«, fuhr er fort.  
»Weißt du, wovon ich da gesprochen habe?«

»Ophion ist ein Reich«, antwortete sie, »und dessen Hauptstadt ist Ophion Magne. Es heißt, ein Gott dieses Namens sei dort gestorben und begraben. Sie haben einen Kaiser und einen Rat von Gelehrten. Sie sind berühmt für Textilien ...«

»Und Modjal?«

»Ein anderes Reich, südöstlich von Ophion. Ebenfalls mit einer Hauptstadt, die so heißt wie das Reich, und es ist ebenfalls angeblich die letzte Ruhestätte eines vorzeitlichen Gottes. Der Kaiser ist bekannt als der Qho...«

»Sehr gut«, lobte er. »Du hast die Bücher gelesen, die ich dir zur Verfügung gestellt habe.«

»Ja, Meister.«

Er nickte anerkennend. »Verstehst du, was es bedeutet, eine Sklavin zu sein, Ammolit?«

»Es bedeutet, dass ich Euer Besitz bin«, erwiderte sie.

»Richtig«, sagte Veulkh. »Wie dieser Wein und das Glas, in das er gegossen wurde. Wenn ich das Glas gegen die Wand werfen und es in tausend Scherben bersten lassen will, ist das ganz allein meine Entscheidung. Das Glas und der Wein haben bei der Sache kein Mitspracherecht.«

»Ich verstehe, Meister.«

Er leerte den Rest seines Getränks mit einem einzigen Schluck, danach schwang er den Arm, um das Glas an die Wand zu schmettern – dann aber lächelte er nur und stellte es zurück auf den Tisch. Die Frau kam herbei, um das Glas aus einem Kristallkrug neu zu befüllen.

»Hast du dich je gefragt, warum du hier bist?«

Das hatte sie, sagte es aber nicht. Sie schüttelte den Kopf und trank noch etwas von dem Wein.

»Du bist hier«, begann er, »weil du wie jeder Sklave die eine oder andere Aufgabe für deinen Herrn erfüllen sollst.«

»Ich verstehe, Meister«, erwiderte sie, »nur ist mir nicht klar, was das für Aufgaben sein könnten.«

»Trink deinen Wein aus, dann werde ich es dir zeigen.«

Er schaute schweigend zu, während sie trank. Es fiel ihr von Schluck zu Schluck leichter. Eine Art Wärme kroch ihr über die Haut, und ihre Nervosität schwand allmählich.

*Es ist Magie darin*, dachte sie.

Sie wünschte, er würde weiterreden. Es gefiel ihr, wenn jemand zu ihr sprach.

»Ich habe auch etwas über Velesa gelesen«, versuchte sie, das Gespräch wieder in Gang zu bringen. »Das ist der Ort, an dem wir uns befinden, nicht wahr?«

»Wer hat dir das gesagt?«, fragte er mit einem Hauch von Schärfe in der Stimme.

»Niemand«, antwortete sie, »aber Eure Bücher sind zu-

meist in der Sprache von Velesa geschrieben, und Eure Diener sprechen diese Sprache – und diese Nation ist außerdem für ihre hohen Berge bekannt.«

»Bist du dir ganz sicher, dass keiner meiner Dienstboten es erwähnt hat?«

»Das bin ich, Meister.«

»Tja, du irrst dich, dort sind wir nicht.« Er lehnte sich zurück, aber eine kleine Falte verblieb zwischen seinen Brauen.

Er bedeutete ihr, das Weinglas zu leeren. Als sie es getan hatte, gab er der Frau ein Zeichen, und sie verließ den Raum. Dann stand er auf.

»Komm mit, Ammolit«, forderte er sie auf.

Sie folgte ihm und fühlte sich dabei ein wenig träge und unbeholfen. Ihr schwirrte leicht der Kopf. Er führte sie durch eine Tür und in einen Raum, der überwiegend rot möbliert war, dann wies er sie an, sich auf ein großes Bett zu setzen.

Anschließend kniete er sich vor sie und ergriff ihre Hände. Es war ein solcher Schock für sie, dass sie ihm im ersten Moment fast ihre Hände entzogen hätte, doch es gelang ihr, dem Impuls zu widerstehen. Ganz selten war sie bisher von jemandem berührt worden, und es gefiel ihr nicht. Seine Finger fühlten sich unangenehm warm an, ja, sogar heiß, doch seine Berührung war sanft, daher versuchte sie, es zu ertragen, indem sie ganz langsam ein- und ausatmete.

Er hob ihre rechte Hand und legte sich ihre Handflächen an die Schläfen.

»Schließ die Augen«, wies er sie an. »Schau. Sieh sie dir an.«

Sie wusste nicht, was er meinte, doch sie schloss die Augen. Zuerst sah sie nichts anderes als Dunkelheit, die Innenseiten ihrer Lider, aber allmählich erschien etwas, ein Nebel, ein Licht.

Aus dem Licht wurde ein Gesicht, das Gesicht einer Frau. Die Frau hatte dunkle Augen und helle Haut, und ihr Haar war schwarz wie Rauch. Sie zitterte; es war, als würden ihr

tausend Insekten über die Haut kriechen – oder unter ihrer Haut.

»Jetzt«, sagte er. »Öffne die Augen!«

Sie tat wie geheißen und starrte ihm ins Gesicht.

»Orra«, hauchte er. Seine Augen hatten sich verändert. Sie wirkten lebendiger, erfüllt von irgendeiner kaum im Zaum gehaltenen Gefühlsregung. Während sie ihn weiter anschautete, begann er zu weinen.

»Du musst sagen, dass du mich liebst«, verlangte er.

»I-Ich l-liebe Euch«, stammelte sie und hatte nun mehr Angst denn je zuvor.

Er drückte seine Lippen auf ihre, und sie fühlte sich wie eingezwängt, wollte ihn von sich schieben, doch sie konnte ihre Glieder nicht bewegen. Und ihr Körper ... er schien ihr ... größer geworden zu sein. Anders. Irgendwie war er nicht mehr ihr eigener.

»Du musst sagen, dass ich dich glücklich mache«, befahl er ihr. »Du musst.«

Jetzt berührte er sie, berührte sie überall. Seine Finger waren immer noch sanft, dennoch wollte sie schreien, wollte weg von ihm.

»Ich habe so lange gewartet, Orra«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Du warst so lange fort von mir, aber ich habe dich behalten, dich behalten ...« Wieder presste er den Mund auf ihre Lippen, nun grober, dann auf ihren Hals und ihre Brust. Er drückte sie auf das Bett und schob ihr Kleid hoch.

Als es vorüber war, wusste sie immer noch nicht, was sich da zugespielt hatte, aber ihr tat alles weh, und ihr war übel. Sie weinte, doch er sprach wieder auf sie ein und forderte sie auf zu sagen, dass sie ihn liebe und wie sehr er sie doch beglückt habe. Es war fast, als würde er betteln, also tat sie, was er wollte, tat es schluchzend.

»Du verstehst nicht, oder?«

»Nein.«

»Geh dort hinüber!« Er streckte den Arm aus und deutete mit der Hand. »Dreh den Spiegel herum!«

Sie gehorchte, froh, aus dem Bett herauszukommen, weg von ihm. Er hatte auf einen Holzrahmen gezeigt, der auf einem Drehgelenk befestigt war. Sie hatte etwas über Spiegel gelesen, hatte in Wasserbecken und im polierten Marmor einiger der Säle vage Blicke auf sich erhaschen können, aber sie hatte selbst noch nie einen Spiegel gesehen. Sie drehte das Gestell um.

Ammolit hatte weißblondes Haar und ein kleines, schmales Gesicht. Sie ging davon aus, dass ihre Augen hellblau waren oder vielleicht sogar weiß, aber was sie nun in dem Spiegel sah, war die Frau mit dem schwarzen Haar. Das Kleid saß auf einmal perfekt, sie füllte es mit all den Rundungen der erwachsenen Frauen, die für Ammolit gesorgt hatten.

Als sie die Hand hob, tat es auch die Frau mit den dunklen Locken im Spiegel.

Und da übergab sie sich.

Drüben auf dem Bett lachte Veulkh sie aus.

Am ganzen Leib zitternd sah sie noch einmal in den Spiegel. Die Frau war verschwunden, ersetzt durch ein sechzehnjähriges Mädchen in einem Kleid, das viel zu groß für es war.

*Ich will sterben*, dachte sie.

Es sollte nicht das letzte Mal sein, dass sie das dachte.

Sie kannte nicht das Wort für das, was ihr widerfahren war, und da war niemand, der es ihr hätte sagen können. Die Bücher in der Bibliothek enthielten Informationen über ein breites Spektrum an Themen, aber nichts darüber, was das genau gewesen war und was er da in sie hineingeschoben hatte.

Während der Kalender in ihrem Zimmer tickte und ihre Tage und Geburtstage zählte – siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig –, lernte sie, es zu erdulden. Sie wurde immer besser darin, die Dinge zu sagen, die er von ihr hören wollte,

in dem Tonfall, den er verlangte. Und sie lernte, das Ganze zu beschleunigen.

Mit der Zeit hörte er ganz auf, ihr Anweisungen zu geben, und betrachtete sie stattdessen nur so, als wäre sie das Einzige auf der Welt, was zählte. Er beteuerte ihr wieder und wieder, wie sehr er sie liebe, aber sie wusste nicht so recht, was das bedeutete.

Schließlich fand sie ein Buch, das die Formen der »Liebe« beschrieb. Eine der Formen von Liebe – Eros – schien die Dinge zu beinhalten, die er ihr mit seinem Körper antat. Eine andere Art der Liebe – Pragma – schien zu erklären, wie er sich verhielt, wenn er damit fertig war.

In diesen Momenten sprach er mit ihr über Dinge, die er und Orra miteinander geteilt hatten, vor langer Zeit, von den Ländern, die sie gemeinsam besucht hatten, von Orten, zu denen er sie wieder mitnehmen wollte. Sie begriff, dass sie in Veulkhs Augen zu zwei völlig verschiedenen Menschen geworden war – Ammolit und Orra –, und bisweilen hatte sie Angst, dass auch in ihrem Bewusstsein die gleiche Spaltung eintreten könnte.

Als Ammolit konnte sie seine Berührung nicht ertragen. Es war leichter, so zu tun, als wäre sie Orra, wenn er sie mit ins Bett nahm.

Orra – wer auch immer sie gewesen war und wann auch immer es sie gegeben hatte – musste ihn genauso geliebt haben, wie er sie liebte. Ammolit hatte nur eine ganz verschwommene Vorstellung davon, was das für eine Liebe gewesen sein mochte, aber sie wusste, dass sie selbst Veulkh nicht liebte. Tatsächlich hatte sie ihn nicht einmal gern, so wie die Bücher es beschrieben, ganz gleich, wie peinlich aufrichtig seine Schwüre, seine Hingabe an sie sein mochten.

Es gab noch eine weitere Veränderung, und die nutzte sie nach Leibeskräften aus. Jede Nacht war sie Orra und schlief in seinen Gemächern, aber tagsüber konnte sie – als Ammo-

lit – innerhalb des endlos scheinenden Anwesens gehen, wo hin sie wollte.

Außer dem Schlafzimmer und dem Speiseraum umfass-ten Veulkhs Gemächer eine Küche samt Balkon mit Aussicht über die Berge. Es gab auch ein Dampfbad mit Fliesen aus Türkis und polierten roten Korallen mit Abbildungen von Delphinen und Seeschlangen darauf. Doch ganz besonders weckte die Wendeltreppe, die nach oben führte, ihr Interesse. Als Ammolit sie hinaufstieg, entdeckte sie Veulkhs Bibliothek, die sehr viel interessantere Lektüre bot als ihre eigene.

Es gab dort dicke Wälzer über Alchemie und Thaumaturgie, über Gifte, über die Säfte des Universums und des menschlichen Leibes, über die Atome, die das Blut aller Lebewesen barg. Viele der Bücher handelten vom Wetter und seinen Phänomenen und von der Welt mit ihren Bergen, Flüssen und Meeren. Dann waren da die Bände, die in Schriften verfasst waren, die sie nicht lesen konnte, deren Illustrationen jedoch die Vermutung nahelegten, dass es sich dabei um Zauberbücher handelte.

Als Veulkh sie in der Bibliothek vorfand, war sie sich sicher, dass er sie bestrafen würde, aber er beachtete sie nicht einmal. Zuvor hatte sich Ammolit in dieser Festung wie ein Gespenst gefühlt, jetzt schien sie für ihn tatsächlich eins zu sein, denn solange sie nicht Orra war, nahm er sie kaum wahr.

Eines Tages, nicht lange nach ihrem zwanzigsten Geburtstag, beschloss sie, herauszufinden, wie unsichtbar sie wirklich war und ob sie das Haus vielleicht einfach verlassen und fortgehen könnte. Doch wenn es einen Weg hinaus gab, so gelang es ihr nicht, ihn zu finden.

Also fuhr sie damit fort, sich selbst zu erziehen und zu bilden. Sie versuchte, den rätselhaften Symbolen in den Zauberbüchern eine Bedeutung abzuringen. Sie suchte nach irgend-einer Erklärung dafür, auf welche Weise Veulkh sie in Orra

verwandelte, fand hierzu aber nichts außer der Information, dass Verwandlung eine der schwierigsten und gefährlichsten Formen von Magie sei.

Sie benötigte zwei Jahre, um das Buch zu finden, nach dem sie gesucht hatte, ohne sich genau darüber im Klaren zu sein, wonach genau sie eigentlich Ausschau hielt. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie sich zwei der obskuren Sprachen selbst beigebracht, in denen viele der Texte geschrieben waren. Es war eine Abhandlung über Synapsen, die Stellen, an denen sich die Kräfte der Welt verknüpften oder zusammenliefen. Die mächtigsten waren natürlichen Ursprungs, aber solche Synapsen konnten auch erschaffen werden.

Kurz nach ihrer ersten Nacht mit ihm hatte Veulkh ihr seine Hexerklausen gezeigt, wo er seine mächtigste Magie wirkte. Sie war sich sicher, dass es sich dabei um genau so eine Synapse handelte.

Aus dem Buch hatte sie noch von einer anderen Art von Synapse erfahren, wie sie jeder Zauberer für sich selbst formte. Sie wurde bisweilen als ein »Herz« bezeichnet oder als ein innerster »Kern«, und es war so etwas wie ein Schlüssel, der einem den Zugang zu fremden Mächten öffnete, ein Vermittler zwischen dem eigenen Willen und der stofflichen Welt, sodass man das, was man wollte, Wirklichkeit werden lassen konnte.

Jenes Herz war außerdem ein Ort der Verwundbarkeit, denn war es einmal geschaffen, konnte der Zauberer ohne dieses Herz nicht mehr leben.

Wenn sie Veulkhs Herz finden könnte ...

Zunächst wagte sie kaum, auch nur daran zu denken. Das Buch beschrieb nicht, wie etwas Derartiges aussehen mochte, aber einige Wochen nach der Lektüre des Buches begann sie zu suchen. Vorsichtig.

Veulkhs Hexerklausen lag über der Bibliothek, ein gewaltiger, tief in den gewachsenen Fels des Berges hineingehauener

Raum, aber mit einer zum Wind hin offenen Seite. Der Boden war nach innen gewölbt und so glatt, dass sie beinahe ausgerutscht wäre, als sie das erste Mal einen Fuß darauf gesetzt hatte. Neben dem Treppeneingang gab es zwei zusätzliche Tore – eins war ziemlich groß, und das andere entsprach den Maßen der Türen überall im Herrenhaus. Beide waren stets verschlossen.

Manchmal sah sie ihm bei der Arbeit zu. Nie tat er zweimal dasselbe. Bisweilen hüllte er sich in dunkle Dünste und sang etwas in einer kehligen Sprache. Bei anderen Gelegenheiten nahm er Tränke zu sich, zeichnete Symbole auf den Boden oder schrieb sie mit einem brennenden Stab in die Luft. Manchmal traf er keine anderen Vorbereitungen, trat einfach nur in die Mitte des Raums und stand still da.

Doch was immer er tat, die Härchen in ihrem Nacken stellten sich jedes Mal kribbelnd auf, und sie hatte dabei einen seltsamen Geschmack im Mund. Licht und Farben veränderten sich auf merkwürdige Weise, und leise Geräusche hallten in ihrem Schädel wider. Es ängstigte sie, doch sie fühlte sich auch seltsam davon angezogen.

Mit der Zeit bemerkte sie auch, dass es etwas mit ihm machte, dass er hinterher irgendwie sowohl mehr als auch weniger war als zuvor. Bisweilen lag er benommen da, weder richtig wach, noch schlief er, und Dinge, die sie nicht sehen konnte, ließen ihn zusammenzucken.

Wenn das geschah, war immer Kos in der Nähe, der Hauptmann seiner Raben, zusammen mit vier oder fünf weiteren Wachen. Die Raben trugen Wämser, rot, umbrabraun und schwarz kariert, und waren mit Schwert und Dolch bewaffnet.

Sie waren keine Sklaven. Er bezahlte sie mit Gold.

Hin und wieder war die Tür zum Treppenhaus auch verschlossen, sodass sie nicht beobachten konnte, was er tat, und häufig schien dann der ganze Berg zu erzittern. Zuerst hatte sie das erschreckt, aber mit der Zeit lernte sie, es einfach hin-

zunehmen. Er tauchte dann anschließend geschwächt wieder auf.

»Warum tut Ihr das?«, fragte sie ihn eines Abends in Orras Gestalt. Sie hatte mehr Wein als sonst getrunken, und das ließ sie mutiger werden.

»Weil ich es kann«, erwiderte er.

Für einen Moment war sie nicht sicher, ob er überhaupt wusste, was sie gefragt hatte, dann jedoch rollte er sich auf die Seite und sah ihr in die Augen.

»Prinzen betteln um meine Dienste«, erklärte er, »Kaiser werfen mir Gold vor die Füße, und doch bin ich niemandem verpflichtet.«

»Was ist mit der Kryptarchia?«, hakte sie nach.

Ein Ausdruck von Missbilligung trat in seine Züge. »Was weißt du über die Kryptarchia?«

»Sie ist so etwas wie eine Gilde«, antwortete sie. »Eine Hexergilde.«

»Dieser gackernde Haufen von Hennen.« Er seufzte. »Ich lasse mich dazu herab, ihren Anweisungen zu folgen, wenn mir der Sinn danach steht, aber ich habe mich schon vor langer Zeit über sie erhoben. Ich bin mein eigener Herr. Die Kryptarchen – Politiker, Bibliothekare und all die Zicken, die ihr Strigas schnüffeln ... Was sie praktizieren, kann man kaum als Hexerei bezeichnen. Von meinesgleichen gibt es nur sehr wenige, Orra. Ich bin einer der Letzten.«

»Aber es gibt noch andere?«

»Einige wenige«, antwortete er, »doch niemand von ihnen ist so mächtig wie ich. Aber jetzt wollen wir nicht mehr davon sprechen.«

Sie kannte seine Launen und drang daher nicht weiter in ihn.

Mehrere Monate lang blieb alles beim Alten. Dann verkündete der Kalender ihren einundzwanzigsten Geburtstag.